



Der Gitarrefreund

Mitteilungen der Gitarristischen Vereinigung (e. V.)

Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Kräfte auf der Gitarre und verwandten musikalischen Gebieten vom Verlag Gitarrefreund, München, Sendlingerstr. 75/1.

Verbands-Mitglieder erhalten die Zeitschrift sechsmal jährlich gegen den Verbandsbeitrag von **Mk. 6.—** für Deutschland u. Oesterreich-Ungarn, **Mk. 6.50** für das übrige Ausland, **Mk. 7.50** mit „Einschreiben“ franko zugeschickt. — Beiträge von Mitarbeitern, Berichte, zu besprechende Fachschriften und Musikalien, Inserate etc., sowie Beitritts-erklärungen bitten wir zu richten an den **Verlag Gitarrefreund, München**, Sendlingerstr. 75/1 (Sekretariat d. G. V.).
Postscheckkonto Nr. 3543 unter „Verlag Gitarrefreund“ beim K. Postscheckkante München.

17. Jahrgang 1916

Heft 3

Mai—Juni

Inhalt: Mit der Laute durch Belgien und an die Nordsee. — Konzertberichte. — Besprechungen. — Inserate.

Die Sammlung von Gitarren und Musikalien dazu für unsere Feldgrauen im Felde hatte bis heute folgenden Erfolg:

Eingezahlt wurden laut Nachweis in Nr. 2 dieser Mitteilungen	480,50 M.
ferner sandten ein:	
Otto Rösler, Stuttgart	3,— M.
H. Sch. und E. H., München	10,— „
Zahnarzt Schmid, München	5,— „
Bankdirektor Remshard, München	20,— „
C. O. Boye af Gennäs, Stockholm	2,30 „
	40,50 M.

Zusammen: 521,— M.

Gespendet wurde ferner:

Frl. Frieda Ritter, München eine Gitarre.

Herzlichen Dank allen Spendern.

Wir setzen die Sammlung fort und bitten um Zusendung weiterer Gaben.

Die Sammelstelle der „Git. Ver.“, München.



Mit der Laute durch Belgien und an die Nordsee.

(Fortsetzung und Schluss)

Von Rolf Rueff.

Die kurze Zeit meines Aufenthalts erlaubte mir natürlich nicht, alle Museen und Bauten etwa genau zu besichtigen — da ja, zumal in einem okkupierten Lande —, die Veranstaltung von Konzerten immer auch Arbeit macht; es soll also die Aufzählung dessen, was mir bemerkenswert schien, keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Auch erscheint mir jeder Museumsbesuch, der sich über zwei bis allerhöchstens zweieinhalb Stunden ausdehnt, zwecklos, denn die Aufnahmefähigkeit erlahmt. Daher denn kleine Spezialmuseen eigentlich immer die schönsten sind. Antwerpen besitzt nun ausser seinen Museen für Gemälde und Altertümer ein sehr originelles Museum, das Haus des Verlegers, Buchdruckers und Buchbinders Plantin, das uns vollständig erhalten den Betrieb eines vornehm und künstlerisch geleiteten Verlagsgeschäftes aus dem 16. Jahrhundert vor Augen stellt. Es ist der Geist einer feinen Geschmackskultur, der

uns hier umweht, und er lebt noch und wirkt anregend. Sind es doch erst die letzten Jahrzehnte, in denen der Sinn für das künstlerisch gut ausgestattete Buch, der Begriff für die Kunstform der Type, des Einbandes und der Buchillustration wieder wach geworden ist. Hiebei haben uns die in jeder Beziehung hochentwickelten Druckwerke früherer Jahrhunderte als Vorbilder gedient, deren vollendete Herausgabe vor allem immer dadurch ermöglicht wurde, dass diese Verleger sehr häufig künstlerische Persönlichkeiten und dabei zugleich technisch mit allen Zweigen ihres Handwerkes vertraut waren. Wer sich besonders für das Buchgewerbe interessiert, kann das Werk von Max Rooses über Plantin lesen, für uns genügt der Hinweis auf dies schöne alte Patrizierhaus, in dem man den Druck, die Lederpressung — eine besondere Spezialität Plantins —, das gesamte Material für die Buchillustration — damals nur Kupferstich und Holz-

1924
1307

schnitt —, in ihrer Anwendung und Entstehung verfolgen kann. Original-Gemälde bester Meister — Rubens u. a. — sowie Handzeichnungen zieren die Räume, in denen das Geschäft bis zum Jahre 1876 betrieben wurde unter der Firma Plantin-Moretus, da der Schwiegersohn des Plantin im Jahre 1589 das Antwerpener Hauptgeschäft erbte und Moretus hiess. (Die Diener, die einen im Hause herumführen, tragen alle die Tracht des 16. Jahrhunderts.) —

Im Wappen von Antwerpen sind in den Ecken neben einem Turm zwei abgehauene Hände zu sehen. Eine alte Sage, die an David und Goliath erinnert, hat ihnen diesen Platz verschafft. Da soll in uralten Zeiten ein Riese am Ufer der Schelde gehaust haben, der von jedem Vorüberfahrenden Zoll erhob und jedem, der ihn nicht bezahlen konnte, die Hände abhackte. Bis einmal ein Jüngling erschien, der den Riesen überwand und ihm selbst Haupt und Hände abschlug. Diese Sage ist der Vorwurf eines sehr wirkungsvollen Denkmals, das auf der grande place steht. Die grande place in Antwerpen ist sehr hübsch, in nächster Nähe der Kathedrale — gegen die Schelde zu, wo die ältesten Viertel liegen —, am Hafen u. A. auch der „Steen“ 1520 an Stelle einer älteren Burg erbaut, unter spanischer Herrschaft einst Sitz der Inquisition, jetzt ein Museum. Hier wimmelt es von malerischen Winkeln, allerdings sind auch die übelsten Gegenden hier, „Vergnügungsorte“ für die Matrosen usw. — Für Antiquitätensammler war jetzt in Antwerpen keine üble Zeit, die Belgier dürften nicht viel Antiquitäten gesammelt haben . . . —, auch Japan und China. Sachen sind in Antwerpen gut zu bekommen, nicht zu vergessen die Diamantbörse. Antwerpen ist ein Hauptsitz dieses Handelszweiges und hat über 40 Diamantschleifereien mit Tausenden von Arbeitern.

So ganz „gemütlich“ ist es ja noch nicht in Antwerpen, das bringen einem einige Geschütze ins Gedächtnis, die in der Bahnhofshalle stehen, Mündungs-Richtung zur Hauptstrasse; im Falle die Bevölkerung einmal Lust bekäme, so ein kleineres oder grösseres Aufständchen zu inszenieren, so wird diese stumme Mahnung vorher wohl ernüchternd wirken. Für kleinere Anpöbelungen, wie sie schon versucht wurden, hat das Gouvernement andere Mittel, z. B. Einstellung des elektrischen Strassenbahnbetriebs, Schliessung der Lokale um 7 Uhr Abends, kein Kino usw. und was ist der Mensch ohne Kino? und ohne „Elektrische“? So was hilft! Antwerpen gilt aber trotzdem als Hochburg der Spionage und es wird scharf aufgepasst, besonders bei den Passagieren der Eisenbahn, wo übrigens beiläufig bemerkt die Belgier fasst immer im letzten Moment angerast kommen, weil sie noch nicht daran gewöhnt sind, dass Züge pünktlich abfahren.

In Antwerpen gab ich — abgesehen von meiner Tätigkeit im dortigen Lazarett —, auch einen öffentlichen Abend im Festsaal der dortigen deutschen Schule, wobei ich zum ersten Male wieder Damenunter dem Publikum hatte. —

Die grossen berühmten Bilder von Rubens in der Kathedrale — Kreuzabnahme usw. — waren nicht zu sehen (auch in Gent waren die Van Eyk's weggepackt); es ist aber natürlich sonst sehr viel Schönes da, Chorgestühle, wundervolle alte Kirchenfenster, Rubens' Grab (nicht in der Kathedrale) usw. Die Kathedrale ist übrigens mit Ausnahme des Hauptportals ganz eingebaut, lauter kleine Lädchen und Butiken kleben dran — ähnlich wie am Mainzer Dom.

Auf der Fahrt von Antwerpen nach Brüssel berührte ich auch Löwen. Man dankt dem Geschick, dass man da nicht zu Hause ist; die vielen Schilderungen und Aufnahmen dieser Stadt überheben mich ja weiterer Betrachtungen. Auch Mecheln ist ziemlich mitgenommen, zu schweigen von den Orten, die wie Deudermonde z. B. drei- und viermal erstürmt, verloren, und wieder erobert wurden.

Brüssel aber macht einen unvermindert lebenslustigen Eindruck, obwohl dort ganz sicher die Bevölkerung sehr deutschfeindlich gesinnt ist. Alle Theater, Vergnügungsorte und Bars sind offen, überall ist Musik, die Cafés sind voll, — kurz hier merkt man den Krieg nur an den Scharen unserer Feldgrauen. Der Zugang zu den deutschen Behörden ist hier viel schwieriger als vorne an der Front in Ostende und Blanckenberghe, wo man die englischen Schiffe mit freiem Auge sehen kann und die ganze Stimmung zweifelsohne viel ungemütlicher. Es muss unendlich schwierig sein für unsere Verwaltung, in dieser sicher immer irgendwo gärenden Luft Klarheit zu schaffen.

Brüssel liegt an der Senne (ein Nebenfluss der Schelde), von der man aber wenig sieht. Gleich bei der Ankunft am Nordbahnhof springt einem zur Linken der steil aufragende Hügel ins Auge, auf dessen Gipfeln sich das modernere Brüssel erhebt, während die älteren Teile unten liegen. Geht man die breite, mit schönen Alleen versehene Strasse hinauf, so hat man zur Linken einen der schönsten Punkte Brüssels, den botanischen Garten, der terrassenförmig aufsteigend in geschmackvoller Verbindung von Architektur, schönen Parkanlagen und Plastik, besonders von oben gesehen, einen sehr schönen grossstädtischen Eindruck macht. Überhaupt ergeben sich von der Oberstadt aus die schönsten Blicke über Brüssel, besonders auch von der Congress-Säule aus. Hier oben liegen die sämtlichen Ministerien, in denen jetzt das General-Kommando seinen Sitz hat, der belgische Königspalast, verschiedene Museen, und auch die Häuser der reichen Leute Brüssels. Der Königspalast — zurzeit vom Roten Kreuz belegt — wirkt durch seine Grösse; es ist ein ganz moderner Bau, wie alle diese Ministerien und Bibliotheken usw. der Oberstadt. Über den Justizpalast gehen ja die Meinungen sehr auseinander. Die kolossalen Verhältnisse seiner Fassaden wirken mächtig — Breite 180 m, Höhe der Kuppel 98 m; doch ist die Umgebung zurzeit noch nicht ausgebaut; der Hügel fällt hier stellenweise sehr steil ab, und es werden

wohl Anlagen, die einstweilen noch fehlen, in Zukunft die Wirkung dieses Baus, der über 50 Millionen Frs. gekostet hat, steigern. Das Terrain der Umgebung ist noch nicht planiert; dicht daneben stehen noch erbärmliche kleine Schenken, Bretterzäune u. dgl., das alles wirkt noch störend. Etwas eigentümlich berührt einem ein gewisser Scheinprunk, der gelegentlich zu Tage tritt; z. B. wandelt man eine prunkvolle Marmortreppe hinauf — beim näheren Zusehen ist sie aber aus Holz und nur angestrichen —; an den Wänden der Zimmer eines Ministeriums hängen Gobelins — sieht man sie an, dann sind sie auch nur gemalte „Gobelin-Imitation“ —, derlei wirkt unvornehm. Über der Innen-Architektur schwebt immer noch der Geist Louis XIV., den werden die Franzosen offenbar nicht los, und dass die Belgier natürlich von den Franzosen beeinflusst werden, ist klar. Dabei kann ich mich nicht erinnern, irgendeinen alten Barock-, Rokoko-, oder Biedermeier- oder Empirebau gesehen zu haben. Doch ist es natürlich nicht möglich, alles zu sehen, also wer sucht, könnte wohl finden. Nur in die Augen springt nichts dergleichen, so wie in Dresden etwa das Rokoko und mit diesem das Bewusstsein, dass z. B. August der Starke dieser Stadt sein Siegel aufgedrückt hat. Oder wie in Kopenhagen die Barockbauten der Dänenkönige. Was man in Belgien als hervorragend im Gedächtnis behält von Bauten, das sind immer die gotischen und Renaissance-Bauwerke. Von dort weg klapft einem — in der Erinnerung — eine Lücke. Und das ist immer ein Schaden für die Entwicklung des Bürgerhauses, das seinen Anschluss leichter an das Patrizierhaus des 18. Jahrhunderts oder Anfangs des 19. Jahrhunderts finden wird. Wir sehen in ganz Belgien keinen Bau wie den Leipziger Bahnhof oder das Kaufhaus Wertheim in Berlin, zwei Werke, in denen moderner Architektengeist meisterhafte Ausdrucksformen für modernes Leben — Verkehr und Verbrauch — gefunden hat. Wie wir schon im 14. Jahrhundert für unsere Dome usw. von den Italienern das Schimpfwort „gotisch“ — denn nur als Schimpf und gleichbedeutend mit „barbarisch“ erstand ursprünglich dieses Wort — eingeheimst haben, so wird uns ja zweifelsohne nach dem Kriege für unseren neuen Stil auch wieder von den Lateinern ein „Style Boche“ oder „Style Barbare“ angehängt werden. Wir werden auch das zu ertragen wissen. — Derlei Betrachtungen drängen sich einem unwillkürlich auf, wenn einem eine Reihe von Städten ihr Gesicht gezeigt hat. Und auch die Erwägung, wie wichtig für Stadtverwaltungen anwachsender Städte die Heranziehung bedeutender Architekten ist. Denn jahrhundertlang behält eine Stadt den Charakter, denn ihr manchmal nur geschäftstüchtige Bauunternehmer und Terrainaktiengesellschaften aufdrücken. Doch — genieße froh, was dir beschieden! Also gehen wir in Brüssel auf die „grande place“ und genießen diese! Es ist wirklich ein Genuss, auf diesem Platz zu stehen,

der übrigens nicht sonderlich „gross“ ist. Das „gross“ ist natürlich ein Überbleibsel früherer Zeiten, wo sich die Bürger hinter Mauern gerne eng zusammendrängen. Aber dieser Platz ist wirklich entzückend, — rechteckig, werden seine beiden Längsseiten von dem alten Rathause, aus dem 15. Jahrhundert stammend, und dem sogenannten Königshause eingenommen; diese beiden Bauten stehen sich gegenüber; dazwischen füllen verschiedene Gildenhäuser die Schmalseiten und die Enden der Längsseiten. Auf dem Platze selbst ist jetzt ein Blumenmarkt, der mit seiner Farbenpracht und Üppigkeit der belgischen Flora zu den altersgrauen Giebeln und Säulen einen entzückenden farbigen Kontrast bildet. Dazu kommen als pikante abgetönte Glanzlichter die vielen vergoldeten Figuren und Steinornamente auf den Firsten und Zinnen, so dass das Ganze sowohl koloristisch wie stilistisch ein Bild von seltener Einheit der Stimmung abgibt. —

Von den Kirchen ist die schönste St. Gudula, wieder mit sehr schönen alten Fenstern, einer sehr schönen Kanzel, und allem sonstigen Schmuck des kunstfrohen Katholizismus seit Jahrhunderten reichlich bedacht. In der Niederstadt liegen dann die Börse, Theater, viele grosse Restaurants und neben kleinen winkligen Gassen, grosse moderne Strassen mit lebhaftem Geschäftsbetrieb, unter denen natürlich die Spitzenindustrie sehr hervortritt. In Brügge ist das Klöppeln mehr Hausindustrie, in Brüssel Fabrikbetrieb. —

Von den Brüsseler Museen konnte ich aus verschiedenen Gründen nur zwei besuchen, nämlich die Sammlung der alten Meister, die zugleich eine sehr schöne Kollektion von Plastik enthält, in der allerdings nur wenige Deutsche vertreten sind — und das Musée Wiertz. Unter den alten Meistern sind natürlich herrliche Sachen, deren kunstgeschichtlichen Wert zu würdigen hier nicht nötig und möglich ist. Dagegen möchte ich als sehr interessant eine Kopie nach Rubens von Delacroix erwähnen, die man hier in das alte Museum neben das Original gehängt hat — ein grosses sehr figurenreiches Bild —, irgend ein Heiliger, der Teufel austreibt und Besessene heilt. Man sieht daran, welch ein kolossales Maler temperament dieser Delacroix war, denn ihm war Rubens, der wahrhaftig in seinen eigenhändigen Bildern von Leben und Bewegung nur so sprüht und zuckt, noch immer nicht lebendig genug. Die Kopie ist nicht genau, aber ein Meisterstück.

Das Musée Wiertz bietet uns Heutigen nicht mehr Kunstgenüsse reiner Art, aber eine bemerkenswerte Erscheinung war dieser Wiertz (1806—1865) jedenfalls. Gigantische Pläne, bedeutendes Talent, die Lust am Sensationellen mit der Grimasse der Schreckenskammer eines Wachsfigurenkabinetts einigten sich in diesem Manne mit einer sicher masslosen Eitelkeit und einer nicht genügenden künstlerischen Schulung. Man braucht nur sein Selbstporträt anzusehen

mit dem Blick in den Olymp, in dem er sich offenbar schon sitzen sieht und der Inschrift im Hintergrund: „Gibt es denn überhaupt irgend ein Recht, an der Malerei eine Kritik auszuüben?“ So ungefähr — man weiss doch dann gleich, woran man ist! Muther hat ihn in seiner Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts genügend gewürdigt, andere auch, wer aber noch nicht in Brüssel war, den wird eine kleine Schilderung dieser Sehenswürdigkeit doch interessieren. Wohlverstanden — Sehenswürdigkeit in dem Sinne, dass auch ganz gut ein Mann draussen stehen könnte, der fortwährend ruft: Nur hereinspaziert!! Das ganze Museum war zu Lebzeiten des Künstlers sein Atelier und Wohnung; der belgische Staat hat es dann übernommen, und alles, kleine Skizzen und Riesenbilder, das ganze Lebenswerk hängt da nun beisammen. Für den Kunsthandel kann dieser Maler infolgedessen nicht mehr entdeckt werden. Er würde so gut für Amerika passen. Die Vorwürfe zu seinen Bildern sagen schon genug. Da ist z. B. ein Triptychon in lebensgrossen Figuren: „Die Gedanken eines abgeschnittenen Kopfes“. Auf der Guillotine natürlich. Oder: „Napoleon in der Hölle“ — als Massenmörder, dem die Frauen die abgeschnittenen Gliedmassen ihrer Gatten oder Söhne racheschnaubend und bluttriefend entgegenstrecken. Napoleon aber steht ruhig und macht sich daraus so viel wie Herr Wiertz aus der Kritik. Dann wieder ein Riese, unter dessen Tritt die Menschenleiber zermalmt werden. Der Riese aber ist wirklich lebensgross, d. h. in diesem Falle riesengross, mit etwa 4 m langen Unterschenkeln gemalt. (Übrigens steckt in diesem Napoleon und in noch einigen Bildern ein gut Teil eines glühenden Hasses gegen die Franzosen. Richtig flämisch! Wie sich doch die Zeiten ändern können!) Weiter. Eine Fülle von Riesenleinwänden. „Der Triumph Christi“, „Der Kampf um den Leichnam des Patroklos“, „Die Dinge der Gegenwart vor den Menschen der Zukunft“, „Der Leuchtturm von Golgatha“. Der künstlerische Pate dieser Bilder ist wohl meist Rubens, die intellektuellen Wurzeln ihrer Ideen sind aber in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu suchen, wo es überall gährte und eine Oper wie ‚Die Stumme von Portici‘ ein Signal zur Revolution geben konnte. — In den Ecken des Saales stehen dann weissgestrichene Holzverschlänge mit Gucklöchern, worinnen zu erblicken „Lebendig begraben“, „Die wahnsinnige Mutter als Kindsmörderin“ (das Elend hat sie dazu getrieben), „Der Spiegel des Teufels“. Man muss ja die Energie bewundern, mit der Wiertz alle diese meist sehr grossen Stücke bewältigt hat, aber — eine ganz kleine Zeichnung von Ludwig Richter oder ein gutes Porträt von Leibl erschlägt im Grunde alle diese Giganten, Teufel, Dämonen und üppigen Schönen, die seinerzeit übrigens für furchtbar „realistisch“ gehalten wurden — heute muten sie uns theatralisch an. Das Ganze aber jedenfalls ein merkwürdiges Dokument malerischer Eitelkeit und

bewusst possierender Intelligenz, die sich natürlich durchzusetzen wussten.

Von belgischer Musik — von flämischen Volksliedern etwa —, habe ich nichts gehört; es soll eine Unmasse von Gesangsvereinen geben, in Antwerpen auch eine deutsche Liedertafel. Das Gitarrenspiel ist jedenfalls in unserm Sinne dort noch nicht eingedrungen, und eine Persönlichkeit wie etwa Bellmann in Schweden (1740 bis 1795) — dessen Andenken dort im Bellmanns-Tag heute noch gefeiert wird und dessen Spuren auch nach Dänemark hinüberreichen — wird man wahrscheinlich in Belgien vergeblich suchen. Also musikalisch irgend etwas „einzuheimsen“ war unmöglich. Aber eines kann ich den Lesern des „Gitarrefreund“ wie allen Musikern und Musikfreunden nachdrücklichst versichern: Die Musik braucht man wie das tägliche Brot bis vorne in die Schützengräben. Komme, was kommen mag — das Lied kann nicht ersterben, und unser Lied zur Laute wird gewiss nicht den letzten Platz in der Wertschätzung einnehmen. Die Musik wird sicher durch den Krieg in ihrer Beliebtheit nur gewinnen, — für die bildende Kunst sind die Aussichten viel ungünstiger.

Sehr interessant war mir der Besuch eines Revue-Theaters. In Brüssel gibt man, wie im Berliner Metropol-Theater immer die sogenannten Revuen, in denen die Ereignisse des Jahres in mehr oder minder witziger Weise durchgehechelt werden. Es war mir nun eine angenehme Überraschung, in Brüssel im Kriege im Scalatheater an der Revue „Bruxelles en caisse“ feststellen zu können, dass den Belgiern, denen ja so manches abhanden gekommen ist, — eines nicht verloren gegangen ist, und zwar der Humor. Er vermag es sogar, eine ganz respektable Höhe der Selbstironie zu erklimmen, denn sie machen sich ganz weidlich lustig über sich selbst und über die schlechten Zeiten. Da kommt eine Taverne zum Roi du Plat du Jour vor (die ganze Revue wird natürlich nur französisch gegeben), wo sich die Stammgäste mit hochgezogenem Rockkragen hereinschleichen zum Mittagessen zu 37¹/₂ Centms., um sich dann alle als gute Bekannte und Angehörige der besten Kreise zu erkennen. Auf den Strassen singen die Bummler, die Cocotten (die angeblich auch nichts „zu tun“ haben) und sonstige Feierer und Leierer dann Couplets (die „bains mixtes“ in Brüssel spielen darin auch eine Rolle, — die kleinen Mädchen beten nun: notre bain quotidien donne nous aujourd'hui . . .), dann kommen wieder natürlich richtige Ausstattungsbilder, bei denen die „femme dentelle“ selbstredend eine grosse Rolle spielt, aber die Ausstattung hinter der des Metropol-Theaters in Berlin z. B. weit zurück. Das Beste aber an der ganzen Sache war ein weiblicher Komiker, eine Mme. Deltenre — wahrhaft herzerquickend. Weibliche Komiker sind ja bekanntlich überhaupt selten, — hier war ein Guido Thielscher ins Weibliche übertragen. Man muss diese kleine Person gesehen

haben, deren Äusseres schon einen Lacherfolg garantiert, — Riesenbusen und Zwergenhändchen, im Fett ihres Humors schwimmend — die Stimme dabei nur in den tiefsten Brusttönen gröhrend, wie sie sich auf ihren mächtigen Korpus patscht und dazu mit der Miene eines römischen Imperators brüllt: Honny soit qui mal y pense. Es ist zum Heulen und dabei steckt viel urwüchsige Kraft in diesem flandrischen Humor, der keine Glacéhandschuhe und Lackstiefel trägt, sondern in Holzschuhen mit aufgekrempeelten Hemdsärmeln einherstapft.

Das war übrigens das einzige Mal, wo ich so ein bischen mit ansah, wie sich diese Belgier geben, denn auf die oft gestellte Frage: Sagen Sie mal, wie sind denn nun eigentlich die Belgier? — konnte ich immer nur sagen — das weiss ich nicht, denn ich hatte nie mit Belgiern etwas zu tun. Eins ist ja wahr — unsere Mecklenburger, Holsteiner, kurz die ganze Waterkant von Bremen bis Lübeck etwa, können sich in ihrem Platt ohne weiteres mit den Flamen verständigen. Daraus und unter Berücksichtigung des Umstandes, dass eben die Flamländer ein ursprünglich deutscher Stamm sind, wollen nun friedliche Gemüter etwas zu leicht den Schluss einer Annäherung an diese deutschen „Brüder“ ziehen. Bekanntlich hat ja jetzt die deutsche Regierung in Gent eine flämische Universität errichtet. Es gab ja in Belgien immer eine antiklerikale und antifranzösische Oppositionspartei. Wenn man z. B. de Costers meisterhaften „Ulenspiegel“ liest, dann muss man sich wundern, dass dieses Land, dem solche Triebe eines stark nationalen, niederdeutsch protestantischen Bewusstseins wie dieses Buch entkeimen können, — so stark von dem katholischen Klerus und dem Franzosentum beherrscht werden konnte. Die Wurzel davon wird man wohl am Richtigsten in der Bequemlichkeit und Genussucht zu suchen haben. Ich habe in Brügge z. B. oft einhalb Dutzend Männer seelenruhig mitten auf dem Bürgersteig liegen sehen, in tiefer Andacht des Zuschauens versunken beim Domino oder Kartenspiel. Nicht etwa nach Feierabend, sondern nachmittags um 3 oder 4 Uhr, — und wenn mich nach 2 Stunden mein Weg wieder zurückführte, — dann lagen sie noch da. Derlei sieht man doch eigentlich in Deutschland nie. Dann diese Unmenge von Kneipen und Estaminets — jedes dritte oder vierte Haus! Und dann in Gent z. B. und Brüssel diese „Weiblichkeiten“, die die Strassen „gefällig“ schmücken. Es ist gewiss kein Zufall, dass der Antragsteller eines Gesetzes über sexuelle Aufklärung und Geschlechtskrankheiten usw. — ein Antrag, eingebracht im preussischen Herrenhause —, der General-Gouverneur Frhr. v. Bissing war! Also wir werden den Belgiern nicht Unrecht tun, wenn wir glauben, dass sie zu gerne „Leben und leben lassen“ als Hauptgrundsatz für das Leben sich erkoren haben. Die deutsche Ordnung ist ihnen jedenfalls gründlich zuwider. Lotterig muss alles etwas gewesen sein — sonst

hätte es nicht so weit kommen können. Dazu kommt, dass das Land, furchtbar üppig und ergiebig, so reichlich trägt. Gemüse und Obst gedeihen in einer Fülle, die an den Süden gemahnt. Pfirsiche z. B., die ich ein paar Tage später in Berlin in den Delikatessläden als Prunkstücke auf Extraporzellanständern das Stück zu 1—2 Mark prangen sah, kosteten in Brüssel 20 Centimes, und um 5 Centimes bekam man (im September 1915) auch schon sehr gute — Äpfel, Birnen, Pflaumen das Kilo 10—12 Ctns.! Das bekommt man alles auf der Strasse. Furchtbar lästig ist in Brüssel übrigens, dass man im Café keine zwei Minuten ruhig sitzen kann, ohne von Kindern angesprochen zu werden — da kommt ein Junge mit Streichhölzern, dann ein Mädchen mit Blumen, dann ein Junge mit Zeitungen, dann einer, der nur bettelt — und dann geht der Turnus wieder von vorne an — unaufhörlich! Ich weiss nicht, ob sich diese Art, die Kinder bis spät Nachts in die Lokale zum Geldverdienen zu schicken, erst etwa im Kriege entwickelt hat, aber sie macht sich jedenfalls in sehr unangenehmer Weise bemerkbar. Mit der sozialen Fürsorge — Arbeiterversicherungen u. dgl. soll ja Belgien ganz trostlos bestellt sein. Wir werden ja die Weiterentwicklung der Dinge erleben. Die Belgier scheinen schnell zu vergessen. Es bestand einmal dort ein Franzosenhass so kräftig wie nur einer. Ludwig XIV. schon liess 1695 einmal Brüssel zerstören, — zur Strafe, nicht aus strategischer Notwendigkeit und es existiert eine Folge von 12 Radierungen von Augustin Coppens, betitelt: „Ruinae Bruxellenses“. „Gallischer Grausamkeit trauriges Zeugnis“ (1695). 3400 Häuser wurden damals von Marschall Villeroi zerstört, die oben beschriebene „grande place“ war ein Trümmerhaufen. Ein deutscher Fürst, Max Emanuel von Bayern, hat die Wiederherstellung Brüssels aus eigenen Mitteln aufs Eifrigste gefördert — aber erst 1900 war der Marktplatz wieder gänzlich hergestellt. Auch Napoleon I. Andenken war in Belgien kein gesegnetes. Dann änderten sich die Zeiten und sie werden sich augenscheinlich in Belgien wieder ändern! Das Königreich Burgund, das einst im Mittelalter ein mächtiger Zwischenstaat zwischen Deutschland und Frankreich werden sollte, ist längst dahin

Ich möchte diese Reisebetrachtungen über Belgien nicht schliessen, ohne der freundlichen Aufnahme zu gedenken, die ich überall bei den Kommandanturen und den Lazaretten gefunden habe. Ich habe viele anregende Stunden in Unterhaltungen weit ab von Krieg und Kriegsgeschrei, dicht hinter der Front erlebt, ich habe mich gefreut, wenn ich in einem bombensicheren Unterstand schöne Photos nach alten Meistern an der Wand hängen sah oder wenn ich zwei Stunden nach wieder aufgehobener Flieger-Alarm-Bereitschaft das Largo von Händel oder das Preislied Walter-Stolzings von einer unserer oft trefflichen Militärkapellen hörte, vor allem aber

freute ich mich über die vielen prächtigen Leute, die ich draussen kennen gelernt habe, — oft schneller als hier im Alltagsleben, und über den Geist, der über allem wehte — der Geist der Siegeszuversicht und Kameradschaftlichkeit, und des Kultur-niveaus eines hochentwickelten Volkes, das ein blindwütiges Begehren mit Gelassenheit ertragen kann. Quamvis sint sub aqua sub aqua maledicere temptant

Im Anschluss an diesen belgischen Ausflug will ich aber noch kurz eine seither bereits wiederholte Reise auf eine sonst sehr besuchte Bade-Insel der Nordsee erwähnen, — wenn einer jetzt eine Reise tut, dann darf er ja nicht alles erzählen. Es war ein anderes Bild wie in Belgien — keine gotischen Bauten, sondern Baracken — eine an der andern —, beinahe siehts aus wie im Hochgebirge mit den Dünen im Hintergrunde und nur der endlose Sand im Vordergrund erinnert bei jedem Schritt, das man an der Nordsee ist. Aber nicht als Badegast — wie ich sonst so manches Mal dort war, sondern um die Landstürmer etwas aufzuheitern, die nun seit August 1914 dort die Küste bewachen. Man muss sich das nur vorstellen! So 3—4 Wochen Sommersaison in einem Nordseebad sind gewiss recht schön, — Familienbad, Strandbummel, Sandbuddeln, Kartenlegerburg, abends Ball und so — das erträgt sich gut und gern. Aber 20 Monate — und noch immer mehr, immer nur passen, liegen und lauern, ob ein Schiff oder ein Flieger kommt, das kann einem auf die Nerven gehen. Und wenn dann wirklich einmal etwas „passiert“, dann sind fünf oder zehn Minuten entscheidend. Sie liegen nicht umsonst dort oben auf der Wacht. Aber einer oder der andere kriegt wohl mal den Dünenkoller. Und da tut es wirklich gut, wenn man ihnen einige Lieder vorsingt, und sie freuen sich herzlich, zieren die Kantine fein mit Flaggentüchern aus, bauen ein Podium auf und sitzen andächtiger dabei als manche Kommerzienräte bei Symphonien. Vormittags kommt eine Abtheilung dran, mittags die zweite und abends die dritte — denn Wache muss sein, bei Tag und bei Nacht. Das waren reizende, unvergessliche

Stunden, drinnen in der Baracke die Landstürmer, fast überall ein kleines Orchester mit 4—6 Mann, draussen die Dünen mit den Posten oben, auf den Höhen und das ewige uralte Brausen der Nordsee als leise ferne Begleitung. Und man fühlt sich so zu Hause, — selbst wenn man unter und neben Flugzeugen singt und mimt, wo überall angeschrieben steht: Vorsicht! Scharfe Bomben! Nicht berühren! Dazu kommen die schönen Fahrten mit der Militärdräsine, zum Teil auf Bahndämmen, die von der Landsturmmannschaft eben erst erbaut waren — zu allen Tageszeiten. Der eigentümliche Reiz der Dünen, die jetzt nur von weidenden Ziegen belebt sind, packt mächtig. Wie flimmert die Sonne auf dem weissgelben Sand, in den kleinen Tümpeln, die rostbraun oder tiefblau erglänzen, wie weht der Wind die grüngrauen Wogen des Dünengrases in scharfem Rythmus auf und ab! Wie wundervoll, wenn alles in blauviolette Schleier sich Abends einhüllt, und der Mond heraufsteigt, dann leuchten die Dünen so gespenstisch fahl, dass man sich gar nicht wundern würde, wenn draussen auf der See plötzlich ein altes Wikingerschiff auftauchte, in Flammen, mit einem toten Meerkönig an Bord Draussen aber liegen, Gott sei Dank, keine Wikingerschiffe sondern deutsche Torpedoboote . . . Die sind jetzt besser zu gebrauchen. Und das Schwärmen in den Dünen darf nicht 20 Monate dauern. Wie sagte doch gleich der Münchner Landsmann, den ich auf der Südspitze traf: „Wissen's, ich hab' jetzt genug vom Sand und vom Strand, und vom Sonnenaufgang und vom Sonnenuntergang, und vom Wasser, und von der Brandung, und vom Mond und“ — ja, er sagte noch einiges, wovon er genug hatte und ich konnte es ihm nachfühlen, trotzdem es ein herrlicher Tag war.

Und ihm und allen, die rings an der Waterkant die Küstenwacht gegen die „vorsichtige“ englische Flotte halten, und den Millionen, die im Ost und West täglich das Leben wagen, und auch uns in der Heimat, wünsche ich, nicht in banger Sorge, sondern in froher Zuversicht —
— den Frieden! —

Konzert-Berichte.

Heidelberg. Im Krieger-Nachmittagsheim fand ein Teecabend statt zu dem sich ein zahlreiches Publikum eingefunden hatte. Den Hauptteil der musikalischen Darbietungen hatte Frau Wilma Glahn übernommen, die Lieder zur Laute sang. Es waren Volkslieder, verschollene und teils unbekannte, die Frau Glahn sang. Ihre schlichte Innigkeit und ihr leichter Humor weckte die Sängerin und sie bewies eine Kunst des Vortrags, die in ihrer vornehmen Einfachheit und Herzlichkeit ungemein ansprachen. So war denn der Beifall sehr stark und dem letzten Liede zur Laute folgte noch ein weiteres und weckte den Wunsch, dieser Art Volks-gesang noch recht oft zu begehen.

Nürnberg. Mitte April fanden hier nicht weniger als drei öffentliche Gitarveranstaltungen statt. Obwohl ganz kurz, wenige Tage nacheinander, waren doch alle drei Konzerte völlig ausverkauft, ein Beweis, welcher Vorliebe

unser Instrument sich hier bereits erfreut. Auch die von auswärts kommenden Sänger und Gitarristen haben hier stets guten Zuspruch, wie die Konzerte von Kothe, Sven Scholander, Lobet, Mozzani und anderen bewiesen haben. Diesmal wurden die Darbietungen aber ausschliesslich von Einheimischen bestritten.

Zuerst veranstaltete „die Lautenistin und tapfere Kämpferin für künstlerische Hausmusik“, wie die „Tagespost“ treffend bemerkt, Fr. Münnich-Prössl, einen Vortragsabend, der so überfüllt war, dass er in der gleichen Woche wiederholt werden musste. Der Referent der gleichen Zeitung irrt sich allerdings insofern, als er sagt, es wäre ein erster Versuch (!) gewesen, alte Volksmusik für den Konzertsaal fruchtbar zu machen. Darüber ist zumal in unseren Kreisen kein Wort zu verlieren, die Hauptsache ist aber doch, dass Fr. Prössl und ihren Bestrebungen warme, wohlverdiente Anerkennung sowohl seitens des Publikums, als der Kritik zuteil wurde. Sich selbst betätigte diesmal Fr. Prössl nur als Leiterin und Dirigentin, Ausübende waren ihre Schüler und Schülerinnen.

Ausserdem wirkten mit die Herren Konzertmeister Meyer (Violine), Pickel (Flöte) und Uebelhack (Viola da Gamba).

Altdeutsche Gesänge für vier Frauenstimmen, Lauten und Gitarren eröffneten den Abend; die Damen Sontheimer, Emmer, H. Meyer und M. Eggendorfer. Die vier Lieder: Der Schmitter Tod, In den Rosen, Hüt Du Dich und Drei Laub auf einer Linden, wurden sehr hübsch zu Gehör gebracht. Unsere Mitglieder Frl. Müller und Emmer, die uns schon im engeren Kreise so oft mit ihren Gesängen erfreuten, bewährten sich auch hier mit Duetten für zwei Soprane, wozu sie sich selbst in gewandter Weise begleiteten. Es waren die Lieder: Es taget vor dem Walde, All mein Gedanken, Geh aus mein Herz. Frl. Müller brachte auch alte Volkslieder mit „frischer Stimme und anmutigem Vortrag“ wie die Zeitungskritik betonte, mit Begleitung von Flöte, Viola und Gitarren, was eine eigenartige aber schöne Wirkung hervorbrachte. Ein Chor von 20 Spielern — ausschliesslich mit sehr guten Gitarren in Lautenform, brachte deutsche und italienische Lautenstücke aus Tabulaturen des 15. und 16. Jahrhunderts: Ein gut Stück, Fantasia nona (Simon Molinaro 1653), Bene mio, Mascherada. — Bemerkenswert war das ausserordentlich exakte Zusammenspiel. Die Sachen waren vorzüglich einstudiert, die Instrumente stimmten ungewöhnlich zusammen; wir wissen, was das alles für Schwierigkeiten bereitet, zumal mit Anfängern. Die durch etwas zu schüchterne Tongebung bewirkte Kontrastlosigkeit wird sich sicher in vorgeschrittenerem Stadium des Unterrichts beheben lassen.

Herr Meyer spielte mit klarer Technik die Ciaçonna des Altmeisters Bach. Wir interessieren uns aber hier vorzugsweise für die gitarristischen Leistungen. Auch im allgemeinen kann man das Urteil abgeben, dass alles vortrefflich einstudiert war und klappte. Fleiss und Liebe zur Sache haben da wirklich Bemerkenswertes zuwege gebracht. Dies gilt nicht zuletzt für die Schlussnummer des Programms: Zwei Sätze aus „Holländische Suite“ für grossen Lautenchor, Flöte, Violine, Viola da Gamba von Erhard Feist, dem musikalischen Leiter unseres Nürnberger Vereins, dem es als Feldgrauem an der Front leider nicht vergönnt war, die Wirkung seiner vorzüglich ausgeführten Komposition selbst zu hören. Die beiden Sätze: „Bei den Bauern“ und „Indische Romanze“ haben viel Eigenart und namentlich letztere auch reizvollen Stimmungsgehalt. Die Kompositionen Feists werden für Gitarrevereine eine willkommene Bereicherung der ohnehin knappen Literatur zum Ensemblespielen bieten. Was soll ein Gitarrenklub schliesslich anderes machen, als gemeinsames Spiel zu pflegen? Der Nürnberger Gitarrenklub hat sich im Einverständnis mit dem Komponisten vorgenommen, die Drucklegung dieser interessanten Sachen zu übernehmen.

Wie erwähnt, musste das Konzert wiederholt werden. Beide Aufführungen fanden im Adlersaal statt, dessen Eignung ja auch den Münchener Gitarristen bekannt ist, ebenso wie die des Künstlerhausaales, in dem das dritte der Konzerte, der „Jöhnssens-Abend“ stattfand.

Die „Nürnberger Zeitung“ schrieb: Kunstmaler Adolf Jöhnssen ist als Sänger kein Neuling, er hat seine Kunst schon oft im kleineren Kreise erprobt. Dass ihm auch vor einem grossen Publikum sein Erfolg treu bleibt, das bewies sein Vortragsabend im Künstlerhaus. Das Charakteristische an Jöhnssens Kunst besteht vor allem in der Art und Weise, in der er seine Sachen zum Vortrag bringt. Hier walten der Humor und die Laune eines wirklichen Künstlers, der aus jeder seiner Gaben herauszuholen weiss, was nur in ihr steckt. Referent möchte hiezu bemerken, dass aber Jöhnssen nichts ferner liegt, als Effekthascherei. Das Gelungene ist, dass er manchmal selbst nicht weiss, wie gut er es macht. Das ist es, was gerade dem Lautensänger so gut ansteht, das Natürliche, was hier besonderen Reiz ausübt, während die berufsmässige Routine, der der umherziehende Troubadour von heute unrettbar verfallen ist, ausser grösserer Kunstfertigkeit aber auch mehr Blasiertheit zeitigt. Der Lautensänger, dem man es ansieht und anhört, dass ihn die Geschichten, die er singt, noch selbst freuen, wird immer Sympathie finden. So erkläre ich mir, warum mir

manche Lautensänger trotz aller ersichtlichen Fortschritte in ihrer ersten Zeit doch besser gefallen haben. Nun lasse ich die zünftigen Musikkritiker weiterreden: „Jöhnssen brachte eine grosse Anzahl von Lautenliedern zum Vortrag. Der grosse Beifall, den er nach jeder einzelnen Nummer fand, lässt es als sicher erscheinen, dass der Maler Jöhnssen noch recht oft von dem Sänger zur Laute abgelöst wird. Er wird nicht nur vor einem heimischen Publikum in Ehren bestehen. — Ein anderer Musikreferent schrieb: Das Geheimnis seines Erfolges liegt nicht im Musikalischen; im Gegenteil, der Gesang dient ihm nur zur Belebung und Ausschmückung. Das Deklamatorische, Mimische ist seine Stärke. Die lebendige Art des scharf charakterisierenden Vortrags, vor allem aber der aus dem Herzen quellende, wärmende Humor verleihen seinen Darbietungen einen eigenartigen, unwiderstehlichen Reiz. Schier unerschöpflich ist der Reichtum seines Mienenspiels, das bei aller Drolligkeit immer wieder die feine Grenze des Künstlerischen zu wahren weiss.“ Vom gitarristischen Standpunkt aus muss hierzu betont werden, dass Jöhnssen das Instrument besser beherrscht, als mancher, der seit Jahren öffentlich auftritt.

Alle drei Veranstaltungen trugen der Zeit Rechnung, indem auch wohltätige Zwecke dabei Berücksichtigung fanden.
Dr. O. E.

Legefeld. Besuchern unserer Kirche wurde am Himmelfahrtsfeste ein besonderer Kunstgenuss geboten: Frl. Toni Schmidt aus Weimar brachte ein geistliches Volkslied „Schönster Herr Jesu“ zum Vortrag, sich selbst auf der Laute begleitend. Der zarte Klang des Instruments und die weiche, wohl lautende Stimme vereinigten sich, um die gottesdienstliche Gemeinde mit andächtig-weihevoller Stimmung zu erfüllen. Das Lautenspiel, welches Luther so gern gepflegt, dass es ihm die liebste Erholung war, ist später im Laufe der Zeit zurückgetreten, wird aber jetzt erfreulicherweise wieder mehr geübt. Man war ganz überrascht, wie schön es sich gerade zur Begleitung des Einzelgesangs in der Kirche eignet. Es ist mit dankbarer Freude zu begrüssen, dass Frl. Toni Schmidt, welche ihre schöne Kunst schon so oft in den Dienst der Kirche und des Vaterlandes gestellt hat, das auch einmal hier auf unserem Dorfe getan hat.

Besprechungen.

Neues von der Laute. Ein Führer durch die Lauten-Literatur, von Dr. Leopold Schmidt-Berlin. Herausgegeben von Friedrich Hofmeister, Leipzig.

Ein mit reichen Bildern ausgestatteter Führer; eine verdienstwerte Arbeit von Dr. Leopold Schmidt und des Verlags Friedrich Hofmeister. Der Nummer 2 unseres Gitarrefreundes war bereits ein Exemplar beigelegt und empfehlen wir diesen Führer durch die Lauten-Literatur als zuverlässigen und praktischen „Führer“ aufs beste. Wie umfangreich und rasch sich die moderne Lauten- und Gitarre-Literatur entwickelt hat lehrt dieser Führer bei eingehendem Studium. Der Firma Friedrich Hofmeister, Leipzig, bleibt das Verdienst, sich der Herausgabe dieses Werkes besonders angenommen zu haben.

Zu beziehen sind dieser Führer und die in demselben aufgeführten Werke durch das Sekretariat der Gitarristischen Vereinigung München, Sendlingerstr. 75.

In der Musikbeilage dieser Nummer bringen wir einen Auszug aus:

„Greifnoten für Laute und Gitarre“

von **E. O. Schmidt, Dresden**

zur Kenntnis unserer Mitglieder.

Eine kritische Besprechung dieser Arbeit wird in der nächsten Nummer des „Gitarre-Freundes“ erscheinen.

Im folgenden lassen wir das Begleitwort des Herausgebers und Verlegers folgen:

Begleitwort!

Seit einigen Jahren findet die — lange Zeit hindurch ganz in den Hintergrund gedrängt gewesene — Laute in musikliebenden Kreisen immer mehr Beachtung. Namhafte Künstler beweisen in gut besuchten Konzerten, dass sich bei richtiger Anwendung mit diesem Instrumente bedeutende künstlerische Erfolge erzielen lassen.

Grosse Verbreitung erfuhr das Lautenspiel aber auch durch die stark einsetzende Jugendbewegung, wie Wandervogel, Pfadfinder usw. und zwar mit vollem Rechte; denn zur Begleitung des Liedes, sei es auf fröhlicher Wanderfahrt, im trauten Familienkreise oder bei geselligen Zusammenkünften, eignet sich dieses Instrument infolge seiner sympatischen sonoren Tongabe wie kein anderes und wird nie seine zündende Wirkung verfehlen.

Wie steht es aber nun mit der Erlernung des Lautspiels?

Es gibt viele Sangesfröhliche, die sich gern ihre Liedlein selbst begleiten möchten. Wie wenige haben aber neben ihrem Beruf noch soviel freie Zeit übrig, als nötig ist, um sich eine einigermaßen sichere Notenkenntnis und geläufige Anwendung derselben auf dem Griffbrett anzueignen, und so bleibt es immer bei einigen wenigen Akkorden, mit denen sich die meisten, so gut oder schlecht es geht, aushelfen.

Und doch eröffnen sich die wahren Schönheiten des Lautspiels nur dem, der in der Lage ist, die Liedbegleitung nach dem Lautensatze anerkannter Künstler spielen zu können.

Durch Eindringen in die Harmonik bereichert er sein Wissen, läutert sein musikalisches Empfinden und gewinnt dabei wirkliche Freude und Befriedigung am Spiel.

Ich selbst hatte auch mit obengenannten Schwierigkeiten zu kämpfen und bediente mich, um nur wenigstens hin und wieder ein neues Lied begleiten zu lernen, aller möglichen erdachten Hilfsmittel, aus denen sich dann nach und nach ein immer übersichtlicheres und leicht fasslicheres System entwickelte, das mir heute gestattet, jede neue, auch die schwierigste künstlerisch gesetzte Liedbegleitung, ohne Notenkenntnisse, sofort glatt abzuspielen.

Dabei prägt sich die Folge der Griffe mühelos dem Gedächtnis ein, weil man jeden Griff, jeden Akkord bildlich dargestellt vor Augen hat und so imstande ist, schwierigere Liedbegleitungen ohne Notenkenntnisse in wenigen Stunden auswendig zu lernen.

Das Erlernen von Noten und das Suchen derselben auf dem Griffbrett fällt also gänzlich fort. Der Lernende hat nur noch nötig, sich mit dem Zeitmass (Takteinteilung) vertraut zu machen und kann sich um so mehr der praktischen Übung widmen.

10 Jahre lang hat meine Laute ein vernachlässigtes Dasein geführt; nun ich mich meiner Greifnoten bedienen kann, füllt meine Sammelmappe eine beträchtliche Anzahl der schönsten Lieder erster Künstler, die ich als 42 Jähriger innerhalb eines halben Jahres in den wenigen Musestunden auswendig spielen und singen lernte, obwohl meine Kenntnisse vor der Erfindung der Greifnoten aus höchstens 6 Akkorden und 5 kleinen leichten Volksliedern bestanden und ich niemals Unterricht im Gitarrespiel genossen habe.

Wie oft hörte ich in Bekanntenkreisen die Ausrerung: „Ich möchte wohl gern Laute spielen können, aber mich schreckt das Notenlernen, und ich verfüge auch nicht über die nötige Zeit dazu.“

Heute gibt es derartige Schwierigkeiten nicht mehr!

Jeder, ob jung oder alt, ist imstande, nach den Greifnoten Laute oder Mandoline zu spielen. Alles, was schon das Kind in der Schule im Gesangsunterricht gelernt hat, die Takteinteilung, die Erkennung des Zeitwertes der Noten, sämtliche bekannte Musikzeichen sind beibehalten. Das ganze Geheimnis der Greifnoten beruht darauf, dass der Notenkopf zugleich auch die Lage des zu greifenden Tones auf dem Griffbrett anzeigt.

Die Greifnotenschrift selbst ist nach dem Urteile anerkannter Musikverständiger so klar und logisch aufgebaut, dass nach deren Meinung dieselbe dazu bestimmt ist die weiteste Verbreitung in allen Volkskreisen zu finden und die Laute wieder so volkstümlich zu machen, wie sie es ehemals gewesen ist.

So flattert denn hinaus „Greifnoten“ in die weite Welt, in Palast und Hütte, zu Jung und Alt, zu allen denen, die sich nach einer Erleichterung zur Erlernung des Lautespieles sehnen, ihr werdet freudig begrüsst werden und braucht auch nicht die Kritik des ersten Musikers zu scheuen. Wenn ihr dazu beibringt, das schöne Lautenspiel in alle Volkskreise wieder einzuführen und unsere alten gemütvollen Volkslieder auch dort wieder zur Laute erklingen zu lassen, wo sich sonst minderwertige Musik breitmachte, so habt ihr eure Aufgabe erfüllt.

Das soll mir der schönste Lohn für mein Bestreben sein.

Dresden, A 1, den 5. August 1915.

Erwin Oscar Schmidt.

In **Heinrichshofen's Verlag** in **Magdeburg** erschien für Gitarre-Solo:

Alte Gitarrenmusik

I. und II. Folge

herausgegeben von
Fritz Klämbt.

Preis: Jede Folge Mk. 1.—.

Klämbt's Alte Gitarrenmusik wird von Lautenlehrern nicht nur als vorzügliches Unterrichtsmaterial gepriesen, sondern ist als solches beim Unterricht auch vielfach mit Erfolg im Gebrauch.

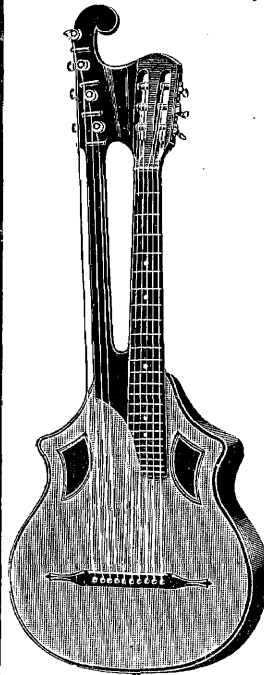
Jede Folge enthält 50 der beliebtesten Stücke, in denen die Klangreize der Gitarre in meisterhafter Weise ausgenutzt worden sind.

Ein Inhaltsverzeichnis versenden wir auf Verlangen kostenlos überall hin, ebenso unseren neuesten Katalog über „Neue Lauten- und Gitarren-Bücher“.

Karl Müller

Kunst-Atelier für Geigen-, Gitarren- und Lautenbau
Augsburg, Zeuggasse 229

Telephon 1069.



Präm. m. d. **Silbernen Medaille**, Landes-Ausstellung Nürnberg 1906 zuerkannt für sehr gute und sauber ausgeführte Streich-Instrumente, sowie für **vorzügliche Lauten und Gitarren.**

Lauten, Wappen- und

Achterform - Gitarren

Terz-, Prim- u. Bassgitarren

6 bis 15 sautig; mit tadellos reinstimmendem Griffbrett und vorzügl. Ton.

Reparaturen in kunstgerechter Ausführung.

Garantie für Tonverbesserung. Beste Bezugsquelle f. Saiten.

Spezialität: auf Reinheit und Haltbarkeit ausprobierte Saiten.

Eigene Saitenspinnerei.

Erschienen ist ein Satz

Siegel (Propaganda) - Marken

entworfen von Kunstmaler J. A. Sailer.

Der Satz (6 Stück) kostet für Mitglieder 10 Pfg., die einzelne Marke 3 Pfg.

Gitaristische Vereinigung München.



5 Goldene Medaillen!

Illustrierter Katalog
Nr. 3 gratis!

Schulz- Gitarren- und Lauten

vereinen alle Vorzüge, die ein erstklassiges
Instrument haben muss und haben Weltruf!

Zu haben bei:

August Schulz, Werkstätte für künstlerischen Instrumentenbau
Nürnberg, Unschlittplatz.



HANS SCHMID-KAYSER

Chr. Friedrich Bieweg, G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde

Hans Schmid-Kayser, Schule des Lautenspiels

als Begleitung zum Gesang. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Wer diese Schule durchgearbeitet hat, — und dazu genügt etwa ein halbes Jahr — hat nicht nur gelernt jede Lautenbegleitung nach Noten zu spielen, sondern auch sich selbst richtige Begleitungen zu setzen. Ihr besonderer Vorzug ist die geschickte Verbindung der Theorie mit der Praxis.

U. Pöhler, Die Klampfe.

116 der schönsten Volkslieder mit vollständig ausgefertigter, leichter Lautenbegleitung. Preis, gut gebunden M. 1.50.



Preisgekrönt mit
14 ersten Medaillen.

HANS RAAB

Inh. der Firma Gg. Tiefenbrunner

Gegr. 1842

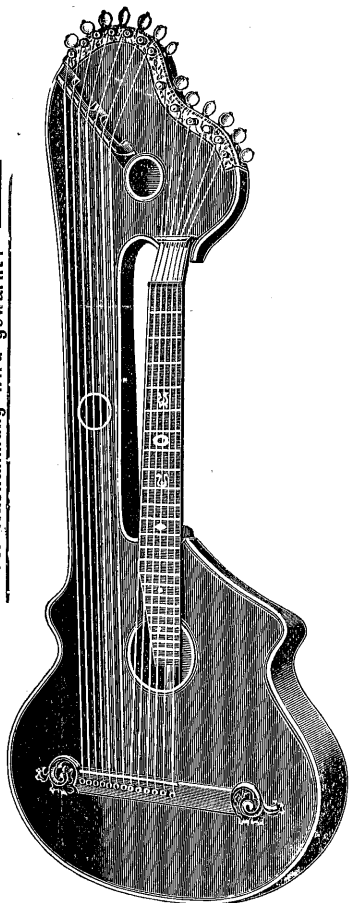
Kgl. bayer. und Herzogl. bayer. Hoflieferant

Tel. 24 628 **München**, Burgstr. 14. Tel. 24 628

**Spezialwerkstätte für Gitarren,
Lauten, Zithern und Violinen.**

Meine Instrumente stehen an erster Stelle und ist meine neueste Bauart in Bezug auf Sanglichkeit, edlen Ton und Reinheit des Griffbrettes unübertroffen. Ältestes, grösstes u. auswahlreichstes Geschäft Münchens. Parterre und I. Stock. — Eigene Saitenspinnerei mit elektrischem Betrieb. — Anerkannt die besten Saiten. — Absolut quintenreine Darmsaiten sind bei mir zu haben; der Zug 40, 60 u. 70 Pfg. — Reparaturen werden kunstgerecht und mit Garantie von Tonverbesserung ausgeführt.

Vor Nachahmung wird gewarnt!



Fort mit Kupfer- u. Darmsaiten. Wunderlichs Patentsilbersaiten und auf Seide besponnene G und H sind die besten für Gitarre und Laute, desgleichen sind Patentsilbersaiten für Mandoline, Mandola und Zither sehr vorteilhaft, weil sie glatt geschliffen, dauernd blank und haltbar sind.
G. Wunderlich, Kunstgeigenbau und Saitenspinnerei, **Leipzig, Dufourstr. 24.**